

## Gespräche über Toleranz

Als „eine der brennenden Gegenwartsfragen“ war das Thema der Gespräche bezeichnet, zu denen der DGB-Landesbezirk Nordrhein-Westfalen an vier verschiedenen Orten und Tagen eingeladen hatte. Es war auch von uns sehr bedauert worden, daß man für die diesjährigen Ruhr-Festspiele kein „Europäisches Gespräch“ vorgesehen hatte. Es ist der Initiative des Leiters der Abteilung Bildungswesen im Landesbezirk Nordrhein-Westfalen, *Bernd Bosing*, zu verdanken, daß das Anliegen der früheren „Europäischen Gespräche“ aufgenommen und zugleich der Versuch gewagt wurde, es in einer neuen Form zu befriedigen. Der Erfolg möge ihm und allen, die ihn ermunterten und stützten, nahelegen, der Aufgabe in den kommenden Jahren noch größere Aufmerksamkeit zu schenken.

„Nathan der Weise“ stand auf dem Plan der Ruhr-Festspiele. Auch mit diesem Drama beschritt man insofern neue Wege, als man es in verschiedenen Städten des Rhein-Ruhr-Gebietes als Gastspiel aufführte. Volle Häuser überall bestätigten, wie berechtigt das mutige Unternehmen und wie aufgeschlossen die Bevölkerung in allen Schichten dem Problem gegenüber war, das Lessing seinem Werk zugrunde gelegt hat. Diesen Erfolg zu vertiefen und zugleich die noch offenen Fragen zu beantworten, sollte die Aufgabe der vier Gespräche über Toleranz sein, von denen das erste in Mari, das zweite in Köln, das dritte in Bochum und das letzte in Düsseldorf stattfand. Es war vorgesehen, jedem der Gespräche einen bestimmten Bereich des gesellschaftlich-kulturellen Lebens zuzuweisen: Toleranz im religiösweltanschaulichen, im wirtschaftlichen, im kulturellen und im politischen Bereich. Der Plan kam nicht recht zur Geltung, weil an den Gesprächen jeweils andere Partner und andere Zuhörer beteiligt waren, so daß die Kontinuität und die innere Geschlossenheit nicht erkennbar wurden; in jedem der Gespräche tauchten Fragen auf, deren Behandlung dem vorhergegangenen oder dem nachfolgenden Gespräch vorbehalten sein sollte. Wir hatten Gelegenheit, die Gespräche in Köln und Düsseldorf mitzuerleben, und wir fanden dabei bestätigt, daß es sich um „eine der brennenden Gegenwartsfragen“ handelt, die dort zur Sprache kamen. Die Erfahrung aus mehr als tausend Jahren christlich-europäischer Geschichte belehrt uns, daß das Vorhandensein von Menschen mit verschiedener religiöser und weltanschaulicher Überzeugung keineswegs ein hinreichender Anstoß dafür wurde, Toleranz als Problem oder gar als Aufgabe aufzunehmen. Es mußte noch etwas anderes und Neues hinzukommen, der Umstand nämlich, daß es von einem bestimmten Augenblick in der abendländischen Geschichte an nicht mehr möglich war, den anderen nur deshalb, weil er eine eigene Überzeugung hatte, durch Feuer und Schwert, durch Acht und Bann, durch bürgerlichen und wirtschaftlichen Verruf zu verfolgen und zu vernichten, oder — positiv ausgedrückt — daß Menschen verschiedener Überzeugungen miteinander zu leben, zu arbeiten und gegebenenfalls gemeinsam zu kämpfen gezwungen waren. Dieses Neue kam als eines der großen Ereignisse der Geschichte des abendländischen Geistes, das wir „die Aufklärung“ nennen.

Wir sind noch längst nicht mit den Folgen dieses Ereignisses fertig geworden, sondern stehen noch mitten in der Revision der überkommenen Auffassungen über das Verhältnis der Menschen zueinander, auch und gerade dann, wenn sie verschiedene Überzeugungen vertreten. Diese Revision vollzieht sich bzw. sollte sich vollziehen in zwei Ebenen: theoretisch in der Lehre von der Gesellschaft und in der Lehre vom menschlichen Verhalten. Die Gespräche unter den Experten der verschiedenen Richtungen, die sich in Köln und Düsseldorf tolerant um Toleranz bemühten, haben gezeigt, daß man in der Revision der Theorien schon ein erhebliches Stück weitergekommen ist, so z. B. wenn die katholische Kirche die gewaltsame, etwa mit Hilfe des Staates prak-

tizierte Unterdrückung dessen, was sie für Irrtum halten muß, nicht mehr für das höchste Gut hält, sondern den Irrtum um des Friedens und des allgemeinen Wohles willen zu dulden bereit ist.

Worin wir aber noch weit zurückgeblieben oder, wie behauptet wurde, sogar zurückgefallen sind, ist die zweite Ebene der notwendigen Revision: das praktische Verhalten in den verschiedenen Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens. Man hat sich angemaßt und angewöhnt, am Gegner „Jüngstes Gericht“ zu spielen, den Stab zu brechen über den, der nicht die gleichen politischen, wirtschaftlichen, religiösen Auffassungen und Ziele vertritt. Und diese Diskrepanz zwischen der Theorie und dem oft beteuerten guten Willen einerseits und dem praktischen Verhalten andererseits erscheint uns als Ursache für das tiefliegende Unbehagen, das uns befällt, wann und wo auch immer „Toleranz“ zum Thema eines öffentlichen Gespräches gewählt wird. Zwar fühlt man sich in guter Gesellschaft und tut sich — dem Thema verpflichtet! — nichts zu leide, aber man kommt nicht los von dem Gedanken an die Welt da draußen, deren laute Gegenwart störend und mahnend durch die Fenster dringt. Diese Diskrepanz erscheint uns zugleich als Erklärung dafür, daß ein solches Gespräch dennoch starken Zuspruch findet, und sei es auch nur, um von diesem und jenem Hörer, sobald er in das Gespräch einbezogen ist, als eine Art „Schuttbladeplatz“ für Verärgerungen und Ressentiments mißbraucht zu werden. Solche Entgleisungen aber gehen unter in den Äußerungen ernster Sorge über die Bedrohung unseres öffentlichen Lebens durch das Auseinanderfallen in „Gute“ und „Böse“ schlechthin. Und es erscheint bemerkenswert, daß sich dabei die Wortführer der katholischen Auffassung in der Defensive befanden.

Darüber war man sich einig, daß Toleranz eine Verhaltensweise im menschlichen Miteinander sei, daß sie sich im Miteinander bewähren und im Miteinander entfalten soll. Zugleich hörte man (in Düsseldorf) die Klage und Anklage, wie wenig doch Erziehung und Schule für die Entfaltung eines toleranten Miteinanderlebens getan habe und tue. Wie kann man aber Erziehung und Schule einen solchen Vorwurf ausgerechnet in dem Lande machen, wo die Schule nicht nach den Forderungen des Miteinander, sondern betont nach dem Prinzip des Auseinander aufgebaut ist. Knaben und Mädchen — auseinander so früh wie möglich! Begabte und weniger Begabte — auseinander so früh wie möglich und in sorgfältig voneinander isolierten Systemen untergebracht! Katholiken und Protestanten — auseinander so bald und so streng wie möglich, und sei es auch auf Kosten der Leistungsfähigkeit der Schule! Im gleichen Atemzuge und von derselben Dame wurde gesagt, die Simultanschule habe nicht bewiesen, daß sie zur Toleranz erziehe. Wir wissen nicht, woher die Erfahrung stammt, die zu einem solchen Urteil berechtigt; jedenfalls nicht aus Amerika, dem gepriesenen Land des toleranten Miteinander, denn dort ist die öffentliche Schule — welch schrecklicher Gedanke! — sogar eine weltliche Schule, in der Kinder aller Farben, wirkliche und symbolische, von klein auf das Miteinander üben und seinen Segen erfahren. Die Erfahrung kann auch nicht aus Nordrhein-Westfalen stammen, und solange man der Gemeinschaftsschule dortzulande gar nicht die Chance gibt, sich zu bewähren, erscheint uns jenes Urteil voreilig und voreingenommen, d. h. intolerant; außerdem richtet sich die Klage über ihr Versagen gegen die Konfessionsschule, und es wäre damit ganz gegen die Absicht erwiesen, daß es die Konfessionsschule jedenfalls nicht besser gemacht hat.

Wir sind nach wie vor der Meinung, daß die Gemeinschaftsschule in Verbindung mit allen anderen Maßnahmen, die wir unter „Reform“ verstehen, einen ernsthaften Versuch darstellt, im Zuge der Revision unseres menschlichen Miteinander, die durch die Aufklärung notwendig wurde, dieses Miteinander als Gestaltungsprinzip auch im Schulleben an die Stelle des Aus- oder gar Gegeneinander zu setzen. Die Mannigfaltig-

keit der Meinungen und Überzeugungen wurde in den Gesprächen mit Recht als „ein Reichtum“ unseres Lebens bezeichnet. Warum soll sie es nicht auch schon für die Schule sein! Statt dessen hat man den Eindruck, daß dieser Reichtum für die Schule als „das Böse“ schlechthin betrachtet wird, weil man noch keinen Weg gefunden hat, oder nicht finden will, die Spannungen und Verschiedenheiten erzieherisch fruchtbar werden zu lassen in der Ausübung der schlichten Tugenden des Gemeinschaftslebens. Es macht nachdenklich, zu beobachten, wie sehr und mit welchen Mitteln man eine solche Konzeption und erst recht die Versuche zu ihrer Verwirklichung bekämpft und wer sich in diesem Kampf als der unduldsamste Wortführer exponiert.

Es ist eine oft schmerzlich empfundene und tief beklagte Erfahrung, daß die Menschen im Osten und Westen unseres Vaterlandes zwar noch Worte der gleichen Sprache sprechen, daß sie aber dennoch aneinander vorbeireden. Dieselben Begriffe sind mit anderem Inhalt gefüllt, wecken andere Gedanken und Vorstellungen, je nachdem, ob sie im Westen oder im Osten gebraucht werden. Das macht selbst Gespräche mit dem ernsthaften Willen zur Verständigung so unfruchtbar und unergiebig und läßt ein schmerzliches Gefühl der Resignation zurück.

Allzu leicht und allzugern wird übersehen, daß auch wir im Westen in der Gefahr sind, uns geistig voneinander zu entfernen, je mehr wir von der Flucht in ideologische Käfige geistige Geborgenheit erwarten. Die Gefahr ist größer, als wir wahrhaben wollen, und hängt zutiefst zusammen mit jener vorhin erwähnten Absonderung in esoterische Gruppen, die einander alles Böse nachsagen und zutrauen. Die Kirchen, die Parteien, die großen sozialen Verbände, sie alle entwickeln sprachliche und begriffliche Besonderheiten, die zur Entfremdung und zur Bildung neuer „Klassen“ führen müssen, wenn es nicht mehr als notwendig empfunden wird, im Gespräch einander nahe zu bleiben, die Brücken zueinander ständig unter Kontrolle zu halten und zu festigen.

Von denen, die es miterlebten, hören wir oft, wie tief, wie ernst und radikal in den ersten Zeiten nach dem Zusammenbruch diskutiert worden sei, und sie stellen demgegenüber mit Bedauern fest, daß selbst die sorgfältigste Auswahl von „Experten“ keine Gewähr dafür biete, daß ein gleich tiefes, ernstes und radikales Gespräch zustande komme. Uns scheint, daß gerade darin der Fehler zu suchen ist. Im totalen Zusammenbruch waren alle überlieferten Werte, Ordnungen, Leitbilder und Vorstellungen untergegangen. Ein neues Suchen und echtes Fragen führte die „noch einmal Davongekommenen“ zusammen, und ihr Gespräch schied die Oberflächlichen von den Betroffenen. Es gab keine „Experten“ in der neuen, einmaligen, unwiederholbaren Situation. Nun aber sind die „Standpunkte“ bereits wieder bezogen; sie gelten als uneinnehmbar sichere Behausungen, von denen aus man Ausfälle macht, in die man sich aber jederzeit wieder zurückzieht, sobald die Gefahr droht, einem Stärkeren unterlegen zu werden; und das gilt als unehrenhaft.

Ist die Form des „Gesprächs am runden Tisch“ vielleicht auch ein Opfer der Saturiertheit geworden, wo das echte Suchen und Fragen kaum noch bei den neuen Experten seine Stätte hat, wohl aber bei dem und jenem in der „Masse“ der Zuhörer, die dem geistvollen Spiel am runden Tisch interessiert und erwartungsvoll lauschen, zum Schluß aber doch unbefriedigt in ihren Werktag zurückgehen? Möge die Unruhe ihr bestes Teil bleiben!